

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 46

Artikel: Schwester und Bruder [Fortsetzung]

Autor: Odermatt, Franz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

16. November 1935

Nachts. Von Albert Fischli.

Sturmnight, von keinem Stern erhellt,
Das rüttelt am Haus, wütet und gellt.

Urtiefes Schweigen im Gemach;
Ich lieg' mit wirren Sinnen wach.

Ich träum', der Tod hätt' mich gerafft,
Ich träum', ich lieg' in Grabes Haft.

Ich träum' im Grund in heiliger Ruh —
Droben die Welt lärmst immerzu. . . .

(„Einkehr.“ Gedichte.)

Schwester und Bruder.

Novelle von Franz Odermatt.

Regina lachte heiser, kalt. Es durchfuhr Christe ein Frost. „Meinrad“, rief sie. — — Ein Hilferuf. — Der Fluss rauschte, die Weiden am Ufer schüttelten sich.

„Meinrad — verteidigst du mich nicht vor der Schwester?“ —

„Christe, du siehst es ja. Es ist heute mit ihr nicht zu reden, es ist alles zu rasch gekommen. — — Morgen ist sie wieder gut ... Christe — Regina“ — Jene schob die Lippen von den starken, weißen Zähnen zurück und stieß ihr kaltes, frostiges Lachen hervor. Triumph, Haß — Peitschenhiebe für Christe. Eine Weile hielt diese stand und wartete auf ihn, den Bräutigam und Geliebten, für den sie über glühende Kohlen geschritten, den sie aus einem Feuer heraus erlöst hätte — aber endlich brach es aus ihr los, die Flut einer grenzenlosen, bitteren Enttäuschung: „Meinrad, ist das dein Gelöbnis? Du weißt nicht, wer dir näher steht?“

„Ich!“ rief die Schwester hochjauchzend.

„Nimm Vernunft an, Regina — Christe rede ihr zu.“

Ein paar Minuten vergingen. Christe — Regina schauten auf Meinrad wie auf eine Uhr, wenn die Zeit nicht vorwärts rüden will, und er schwankte wie der Pendelschlag — — Christe, die Schwester — beide rissen an seinem Leibe hin und her. Die Dankbarkeit, das Einssein mit der Schwester durch lange, schwere und glückliche Jahre fielen über seine Liebe her, würgten sie und schlügen sie blutig — und er — entwaffnet, ließ es geschehen.

„Ich bin zwischen Ros und Wand“, jammerte er.

Plötzlich — was geschah mit Christe? Sie riß ihre dunklen Augen hoch auf, die dunklen Brauen wölbten sich

im Bogen über ihnen wie eine Brücke über einem Abgrund, dann tat sie einen Schrei und stürzte fort.

Meinrad wankte ihr nach. Regina tat die Sichel von sich, fuhr aufatmend mit der Hand über die Stirne — Ein Traum.

Christe lief auf dem Wege, der zum Fluss hinab eine Schleife zog, wie eine Gehekte, mit fliegenden Röden dahin, ihr dunkles Haar glänzte auf dem weißen, von der Sonne beschienenen Sande. Plötzlich riß sie den silbernen Haarpfeil aus den Zöpfen, die Haare fielen ihr über den Naden, indes sie den Pfeil in der rechten Hand erhoben trug.

„Christe, Christe — komm zurück“, rief er aus gequältem, wundem, reuigem Herzen —

Sie hörte nichts mehr ... Schon war sie in der Nähe des hohen Steges. Da erinnerte er sich ihrer Mutter ... Und urgewaltig häumte sich in ihm die Liebe zu ihr wieder auf und die Angst vor einer furchtbaren Verantwortung trieb ihn fast zur Verzweiflung ...

Sahst du schon einen Adler nach dem Horste stürzen, wenn er sein Junges in Gefahr sieht? — So stürzte Meinrad dem Mädchen nach, seine Augen quollen aus den Lidern hervor, die Arme mit den weiten, weißen Hemdärmeln ruderten wie Flügel.

Christe schritt aufrecht über den hohen Steg und in das sichere Gelände hinein, die Bäume verdeckten sie alsbald seinem Blick. Dann blieb er stehen, sah eine Weile starr vor sich hin und kehrte dann zurück zu seiner Schwester.

Und er fand dort die Dinge wieder wie er sie gewöhnt war: Regina bereitete ihm die Mahlzeit, und als es zur Andacht läutete, nahm sie ihr Buch und ging zum Rosenkranz.

Am Morgen lag unterm Rotapfelbaum ein Ast am Boden. Meinrad dachte, sobald er den Schaden sah, das Holz aufzuarbeiten, allein er kehrte mit Säge und Axt am Rücken wieder unverrichteter Dinge zurück. Am nächsten Tage sagte Regina: „Warum schaffst du den abgebrochenen Ast nicht hinweg?“ „Es sind noch Früchte am Holz, vielleicht reisen sie nach“, antwortete er verlegen und wurde rot. Das war nicht der Grund seiner Schonung. Er kannte ihn vielleicht selber nicht. Vielleicht daß der abgerissene Ast in ihm ein unbestimmtes Mitgefühl erwacht, ähnlich als ob er es auch schon erlebt hätte, von einem Sturme losgerissen worden und nun unfähig zu sein, Früchte zu tragen.

*

Ein seltsames Bild: Die Christe neben ihrer Mutter auf einer Bank, die roten Bänder ihrer Zöpfe hatten sich gelöst, ihre Rechte hielt die Hand der Mutter, die Linke den silbernen Jungfrauenhaarpfeil mit aufwärtsgerichteter Spitze. Die Alte eine Hüssche von lederner Farbe mit den kleinen tiefen Feuerfünklein der Augen. Die Junge hatte warme Pfirsichwang, auf denen ein feiner, weicher, seidener Flaum war, nur wie ein Hauch, die Lippen wie die Falten eines Purpurntals und die Augen einer Sternennacht. „Nachts, wenn sie schläft, holt er mich, das Bett ist bereitet“, lispete Christe wieder und wieder.

Es wurde Nacht, aber er kam nicht.

Die Mutter erhob sich, öffnete ein Fenster und ihr Mund formte unverständliche, wirre Worte. Christe trat endlich neben sie ... „So“, sagte sie, „hört dich niemand, lauter, Mutter! Siehst du den bodföhigen, langgeschwänzten Satan ... Er bringt ihr den Judaslohn, sieben Golddublonen, sie hängen ihm am zottigen, begeiferten Bart. Des reichen Lohnes ist der Dienst gleich. Denn nichts lohnt der Gehörnte besser, als wenn es jemand zuwege bringt, zwei Liebende zu trennen.“

„Woher weißt du das? Habe ich dir die Geschichte schon einmal erzählt?“ taute die Mutter auf ... „So höre sie noch einmal:“

Eines Tages machte der Teufel eine neue Eroberung. Ein Weib, schön wie die Sünde, begehrlich wie die Leidenschaft. Die Satansknechte waren alle lustern auf die schöne, üppige Buhle. Der oberste der Belzebube aber sprach: „Ohne Verdienst keine Belohnung. Zeigt, wie ihr mir dienet, und wer mein Reich am weitesten mehret, der mag die Buhle zum Weibe nehmen.“ Er öffnete die Pforte der Hölle und die Teufel stürzten sich auf die unglückliche Erde.

Der erste, der zurückkam, sagte: „Ich habe Dürre und Hungersnot über die Menschheit gebracht, sie stirbt dahin wie das Gras auf dem Felde. Bist du nicht zufrieden mit mir?“

„Narr!“ fluchte der Satan. „Du hast für meinen Antipoden gearbeitet, denn im Unglück wenden sich die Menschen von mir ab, Gott zu.“

Der zweite sagte: „Ich habe einen furchtbaren Krieg entfesselt. Der Gattin nahm er den Gatten, der Braut tötete er den Bräutigam, der Mutter den Sohn. Städte und Dörfer gingen in Feuer auf und fruchtbare Landschaften wurden verwüstet, es wächst kein Halm mehr. Gib mir das schöne Weib.“

„Auch du bist nur ein Stümper“, schalt der Satan.

Der dritte kam und erzählte: „Ich sah Mann und Frau in Liebe und Eintracht und Gottesfurcht vereint, ihr Wandel war ein Vorbild für das Dorf. Da warf ich mich in die Maske und das Gewand eines alten zungenfertigen Weibes und flüsterte der Frau zu: „Ist dir nicht aufgefallen, wie kurz angebunden dein Mann heute war ... Hast eben nicht gesehen, wie er auf der Straße mit der schönen Magd Isedora gescherzt hat. Ist eine Saubere, die Isedora. Schau ihr in die Augen und du weißt genug ...“

Zu ihm sagte ich: „Wenn du es nicht selber siehst, Blinder, muß ich es dir erzählen. Als du gestern abend heimkehrtest, trug sie, dein Weib, die seidene Schürze und das gestickte Mieder, sie hatte heiße Wangen und Fünklein in den Augen. Wo aber Glut ist, ist auch Feuer gewesen...“ „So habe ich in kurzer Zeit aus dem Haus, das schier dem zu Nazaret glich, eine Hölle gemacht. Lobst du mich nicht dafür?“

„Du bist mein Mann“, erwiderte der Meister zufrieden. „Du mehrtest mein Reich und sollst zum Lohne die schöne Buhle haben.“

Darauf erhob sich die Alte und heulte zum Fenster hinaus.

Es war zum Glück eine dunkle Nacht und niemand auf dem Wege, der sie hören konnte.

Maria Himmelfahrt war der letzte sonnige Tag dieses Sommers und wässerigen Herbtes gewesen. Fortan regnete der Himmel, und wenn er einmal des Morgens aufhörte und mittags die Sonne ein Fensterlein aufstat, plätscherte des Abends sicher wieder die Dachtraufe. War das Tropfen, dumpfe Aufstiden und läppelnde Geplärr anfänglich eine gute Medizin für den Schlaf, so bekamen es schon nach ein paar Tagen alle Ohren voll. Meinrad erschrak oft des Nachts vor dem lauten Plärren der Dachtraufe. Im Traum schrie sie ihm den Namen Christe ins Ohr. Aber wenn er wach war, scheuchte ihm die Angst vor dem Fluss die Hirnspinsten. Der Schwester hatte jemand orakelt, der Himmel strafe die Sünden der Menschen mit Überschwemmung und Wassernot. Gottlob, daß er arbeiten konnte und vergessen, er verstärkte noch die Dämme und dachte nicht, daß er dem wilden Fluss nur ein Spielzeug biete. Er achtete des Regens nicht und kam oft von der Arbeit flottshend nach ins Haus. Und da zog er sich wieder eine Erkältung zu, genau wie schon früher einmal. Regina kannte das. Er wollte nicht krank sein und die Arbeit war ihm doch ein Ekel. Während mehrerer Tage fühlte er eine große Leere, Kälte und Gleißgültigkeit in seinem Körper. Diese Leidenschaftslosigkeit gab ihm Gelegenheit, seine Liebe zu Christe als etwas Überwundenes zu betrachten. Regina betreute ihn ohne Sentimentalität. Er liebte diese rauhe Art, sie würde ihn bald gesund machen. Süßlichkeit, Weinen und die Hände ringen müßte er ausspeien. Dachte er an diese Dinge, dachte er auch an Christe. Und bald arbeitete er wieder.

„Die Mauser“, sagte Regina, „hast du einmal wieder überstanden.“ „Ja“, antwortete er, „und jetzt möchte ich etwas Festeres als nur dünne Suppen.“ „Gut“, beschied Regina, die sich hüten wollte, den noch schwachen Magen zu überfüttern, und legte eine kleine Pergamentrolle neben des Bruders Teller. Meinrad wickelte die Rolle mit dem pendelnden Siegelschwänzchen auseinander, erkannte gleich,

dass es eine Gült auf seinem Hoffstetten war, er las das Datum und den Namen des Landammanns, der die Schrift gesiegelt hatte „Und die Grenzen des Unterpfandes . . . Ist dreihundert Jahre vergangen und stimmt noch bis aufs Tüpfli des i.“ Dann schaute er die Schwester an. „Etwas Lieberes hättest mir nicht vorsezen können.“ . . . „Die Nidlegret bot sie mir zum Kaufe an. Hat den Mann frank, sie ist in Not. Bezahlst habe ich den Brief mit meinem Eiergeld und was ich für das Frühobst eingommen, die Ringloten und Butterbirnen, es ist bald ein Häuflein Geld beisammen, wenn man immer zulegt und nie davon nimmt. Das Ungerade mit dem neuen Zins hat sie einschlagen müssen.“ . . .

„Du hast sie aber nicht gedrückt?“

„Was abgemarktet, ist bezahlt“, gab Regina zurück.

Das Wildwasser stieg. In der Hoffstetten schauten Bruder und Schwester besorgt nach dem Himmel und dann auf den breiten, die Wogen schmutziggelb und aufgehäuft hinwälzenden Fluss, auf dem schwere Tannen wie bewimpelte Schiffe schwammen und grünes Weidengebüsch den ersten tollen Tanz versuchte. Die Gefahr fettete sie zusammen, nahm ihnen jeden anderen Gedanken. Bis die dunkle Nacht sie vom Platz trieb, standen beide mit schweren Händen am Flusse. Das Wasser schlug über die Ufer, aber gefährlicher war: Oben in der Matte quoll mitten aus der Wuhre ein armsdicker Wasserstrahl. War das Fundament schon unterfressen? Die Nacht setzte jeder Arbeit am Flusse ein Ziel, ja, sie wäre gefährlich und verwegen gewesen. In der Stube brannte das Licht. Regina arbeitete und betete. Um neun Uhr waren sie beide miteinander an den Fluss hinabgegangen; es deuchte sie, die Gefahr habe sich vermindert, der Himmel sich satt geregnet. Aber der Fluss . . . Der Boden bebt unter der ungeheuren Wucht seines Heerbannes. Graue Sturzbäche, dann und wann zu einem Bogen sich häumend, stürzten von den Bergen, stachen dem grausigen Flusstrachen in die Flanken und heizten ihn zur Wut. Furchtbar war seine Kraft. Das Tal zwischen den Bergen zitterte von dem tiefen unheimlichen Grollen des Wassers und die Kluft zwischen Himmel und Erde schien voll von seinem Brausen und Drohen. Schaute man darüber hin, deuchte einen, der Fluss laufe wie ein gehäufstes Gefäß in der Mitte höher als an den Ufern. Seine Kraft ließ die Menschen an ihrer Arbeit verzweifeln.

Das Armenseelenlichtlein im Hause zu Hoffstetten glimmt nicht heller als ein Muttergottesfärlein im dichten



Theodor Barth, Basel. Der Männerchor.

Laube. Ringsum Nacht, Regen, Grauen, tobender Krieg des Wildwassers. Helf Gott und Maria!

Gegen zehn Uhr kehrten sie heim. Schlafe — Schlafe, wenn unter dir ein Dutzend Bauernbuben in Holzschuhen tanzen. — Schlafe, wenn Krieg dein Haus umdräut. — Schlafe, wenn du keine Minute sicher bist, ob nicht der dicke, Stein und Morast erbrechende Fluss sich in deine Matte hinein ins Bett legt und alle Rissen aufwühlt und versauet — — — dann schlafe!

Wenig vor Mitternacht ging Meinrad wieder nach dem Fluss zu sehen. Es hatte ihn wenig Mühe gekostet, die Schwester zum Daheimbleiben zu bestimmen. Es war in ihr eine dunkle, unheimliche Angst, weiß Gott vor was. Als er von der Hügelwelle, wo das Haus stand, und wenn's Tag war, breit über den Fluss und das Tal hinwegsah, hinabkam in die dem Flusslauf parallele Ebene, umkrabbelte seine nackten Waden ein läppelndes, füßiges, hundertschwanziges Wesen, die Holzschuhe füllten sich mit Sand. Wasser, der Fluss in seiner Matte. — — Allein, auf seinen Wehrhänden gestützt, vermochte er noch die Flut zu durchsteuern, er zierte auf die Stelle hin, wo abends der verdächtige Strudel aus der Wehr hervorgebrochen war. Hörte er nicht das scharfe Aufschlagen des Paddels? Sind, während er in der Stube säumte und mit Regina den Rosenkranz betete, liebe Nachbarn zu Hilfe gekommen?

Ein einziger Mann in langem Mantel. Wuchtig schwingt er den Paddel, die Arme sind entblößt, runde, schöne Arme und weiße, feine Hände halten den Schaft. Das Wasser strömt neben ihm mit brausender Gewalt aus einem tiefen Graben, gierig frisst es Stein um Stein von der Wuhre hinweg. — — Und der Arbeiter? — Lange, nasse Haarsträhnen fliegen bei seinen Armbewegungen um die Ohren und sitzen auf den Schultern auf. Das deutet nicht auf einen Mann. — — Meinrad schwillt die Kraft in den Armen, er springt

auf ihn los, nun stehen sie Aug in Aug einander gegenüber. Der geheimnisvolle Arbeiter zeigt keine Eile, langsam hebt er den Kopf und stützt die Arme auf die Hände. — — — Christe. — Beide erkennen sich. Meinrad steht wie gelähmt neben ihr, sie hinwegzureißen von dem furchtbaren, wahn- sinnigen Zerstörungswerk; ihr ein Leid zu tun, dazu fehlte ihm jeder Gedanke, er fühlte sich als der Gerichtete vor seinem Richter. In diesem Augenblick schwang Christe die Hände über die Schulter, schlug eine gellende Lache an und war in der Nacht verschwunden.

In dieser Nacht machte der verstende, sich erbrechende tolle Wildbach die wohlbereitete Matte zu Hoffstetten zu seinem Bett. Am Morgen dieser in wilden Orgien durchwachten Nacht lag er träge, schwer auf dem hoch aufgeschichteten Morast und die in den Bergen ausgegrabenen Tannen krümmten die Wurzeln wie die Finger eines verzweifelten Riesen. Die glattgeschliffenen Steine der Gletschermoränen bedekten wie dicke weiße Laken das fruchtbare Erdreich. Als die Nachbarn die Verwüstung sahen, gingen ihnen die Augen über, der Siebenschläfer aber rief ihnen zu: Den will ich sehen, der mich aus diesem weichen Bette wirft.

Es wurden die Sturmglöckchen geläutet wie bei einer Feuersbrunst. Alle Gemeinden des Landes sandten ihre Kontingente zur Hilfeleistung und sie kamen willig mit Ross und Wagen und Schiff und Geschirr und gehorchten einem Willen, der mit ruhiger, besonnener Einsicht das Werk lenkte und leitete. Und am dritten Tage abends erst vor dem Einmachen lief der Fluß, der inzwischen merklich stiller und zahmer geworden war, wieder durchs alte Bett nach dem tiefen blauen See, der den stolzen Bergen ein blühblanker Spiegel ist. Allein die Hoffstettenmatte hatte er zu einer Wüste gemacht. Von zuoberst bis zuunterst stand kein grüner Halm mehr, ellenhoch der graue Schutt von den Bergen und in der Mitte ein dunkler Graben im fetten, weichen Erdreich. Die Wurzeln des Welschnußbaumes, denen der Nährboden unter den Füßen hinweggeschwemmt worden war, suchten bloß und nach irgendwo Halt. Als das Wasser abgelaufen war, neigte sich der Baum erst langsam, dann fiel er unter Krachen auf das wüste Steingeröll. Da er am Boden lag, mäzen die Bauern die Kraft und den herrlichen Wuchs des Baumes und sein Verderben rührte sie zu Tränen. Meinrad aber sah alles mit einer kalten, steinernen, stummen Ruhe an.

(Fortsetzung folgt.)

An Hanny!

Heute bin ich den Weg gegangen, der mich unlängst noch zu Dir geführt hat. Schweren Herzens stieg ich hinauf nach dem schönen Krankenhaus an der Sonne. Eine schmerzliche Erinnerung an Deine letzten Lebenstage begleitete mich, ein Gefühl der Schuld Dir gegenüber. Die Schuld, meine Freundespflicht nicht getan zu haben, als eine innere Stimme mich noch besonders ernst und eindringend daran mahnte.

„Warte nicht zu lange mit deinem nächsten Besuch, denn es handelt sich darum!“ Dies waren einige Tage vorher Deine letzten Worte zu mir: Es handelt sich darum. Ich wußte es, spürte tief und deutlich Dein stummes, inniges Verlangen nach mir und dennoch

Saß in dieser schwerwiegenden Spanne Zeit im Tiefsten aufgewühlt und schuldbewußt in einem Kreise, der mir

im Grunde gleichgültig war, nur um dort ein belangloses Versprechen zu halten; und meiner Freundespflicht und meinem obersten Gesetz, meiner innern Stimme wurde ich untreu.

Es handelt sich darum.

Wie hättest Du es in Deiner vornehm-abgeklärten, großzügigen Art anders sagen können, als der Tod an Deine Tortüre klopft. Das letzte Kapitel blieb Deine Angelegenheit. Deine Angelegenheit, die Du mit weiser Kraft, mit festem Vertrauen und beneidenswert fein durchgeistigtem Humor durchlebtest.

Deine Krankheit, die Dich im blühenden Alter überfiel, war den Aerzten ein Rätsel und ihre Hoffnung auf Besserung war gering. Umso stärker lebte sie in Dir, diese Hoffnung. Aber es muß wohl nicht Gottes Wille gewesen sein, Dich wieder ein körperlich gesundes Menschenkind werden zu lassen.

Sein Stern war über Deinen guten seelisch und geistigen Kräften.

Und daß auch ich unter ihnen sein durfte, die von dieser guten Kraft bereichert und beschenkt wurden, dafür meine liebe, kluge Hanny habe nochmals meinen innigsten Dank.

Dein Rat war mir wertvoll; Dein Urteil klug, gerecht und versöhnend maßgebend und auf Deine schlichte, ehrliche Kameradschaft war ich stolz.

Über mein Schuldgefühl Dir gegenüber wirst Du längst gütig lächeln. Aber ich will diese Schuld abtragen; in Deinem Sinne abtragen durch irgend eine gute, selbstlose Tat. M. St.

„Das grüne Stäbchen“.

Zum 25. Todestag des Apostels der Menschenliebe — Graf Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Es heißt, daß die Eindrücke frühester Kinderjahre von dauerndem Einfluß sind und bestimmd einwirken auf Gestaltung des Daseins eines Menschen. Betrachtet man Lew Tolstois Leben von Kindheit auf bis zum apostolischen Alter, das zu erreichen ihm gegönnt war, — ebenso wie seine Lebensarbeit als Ganzes, so wird für die oben angeführte Behauptung ein zutreffendes Beispiel zu erblicken sein.

Lew Nikolajewitsch ist in einer kinderreichen Familie aufgewachsen: vier Buben und zwei Mädchen wurden, nach fröhlem Tode der Eltern, von einer Verwandten mit großer Sorgfalt und mütterlicher Liebe betreut und aufgezogen. Mit zärtlicher Liebe hielten auch die Geschwister zueinander; besonderen Einfluß übte der ältere Bruder auf die anderen aus, er verstand spannende Geschichten zu erfinden und zu erzählen und war der Anstifter zu allen gemeinschaftlichen Unternehmungen. Ihm schreibt Leo Tolstoi zu, ihr Lieblingspiel — der Liebe aller Menschen zu einander, ersonnen zu haben, das den merkwürdigen Namen „Ameisenbrüder“ trug, für den weder der kleine Leo, noch später der große Löwe *) eine Erklärung zu geben hatte. Es bestand darin, daß die Kinder beinahe täglich auszogen, um das „Grüne Zauberstäbchen“ zu suchen, auf dem der ältere Bruder „Worte der Wahrheit“ eingeschnitten zu haben angab, die — folgte man ihnen — Frieden und beständiges Glück bringen und alle Menschen auf Erden in brüderlicher Liebe vereinen müssten.

Die Kinder wanderten über Feld und Wald des elterlichen Gutes „Tasnaja Poljana“ („Lichte Matte“), ersteigten Hügel und Anhöhen, immer voll Erwartung und leuchtenden Auges nach dem verborgenen „grünen Stäbchen“ Ausschau haltend. Nachdem dieses — wie begrifflich — nie gefunden werden konnte, ließen sich die kleinen Wanderer ermüdet im Grase nieder und eng aneinander gedrängt, saßen sie für

*) Der Name Leo — russisch „Lew“, bedeutet Löwe.